

SOPHIE RANALD  
Den Freund der Schwester  
klaut man nicht – oder?



GOLDMANN  
Lesen erleben

### *Buch*

Die Schwestern Ellie und Rose sind unzertrennlich und teilen sich fast alles im Leben – die Wohnung, Kleider und Schuhe. Dabei könnten sie unterschiedlicher nicht sein. Die jüngere Rose ist bildschön und kann sich vor gut aussehenden, erfolgreichen Männern kaum retten. Ellie hingegen gibt nicht viel auf Äußerlichkeiten und verbringt ihre Abende am liebsten auf dem Sofa mit ihrem besten Freund Ben. Doch als Rose ihren neuen Freund Oliver mit nach Hause bringt, ist es um Ellie geschehen. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Er ist der Mann ihrer Träume. Ellie weiß, dass es verabscheuenswert ist, und doch will sie Oliver unbedingt für sich gewinnen. Ist es denn wirklich so falsch, doch noch auf gesunde Ernährung zu achten, mit dem Joggen anzufangen und einfach ein bisschen mehr aus sich zu machen – eben ein bisschen mehr so zu sein wie Rose? Doch während Ellie ihrer Schwester in unbequemen High Heels hinterhertrippelt, läuft sie Gefahr, die Menschen zu verlieren, die sie im Leben wirklich liebt ...

### *Autorin*

Sophie Ranald wurde in Zimbabwe geboren. Als jüngste von fünf Schwestern wuchs sie in Südafrika auf, bevor sie schließlich mit Mitte zwanzig nach London zog. Sophie arbeitet als Redakteurin für Zeitschriften und Online-Magazine. 2011 schlug sie alle Warnungen über den steinigigen Weg, sich als Debütautorin zu etablieren, in den Wind und schrieb »Den Freund der Schwester klaut man nicht – oder?«. Ein Buch, so charmant, dass es nur ein Erfolg werden konnte. Sophie lebt mit ihrem Freund und ihrer Katze Purrs im Westen von London.

Sophie Randal

---

Den Freund  
der Schwester klaut  
man nicht – oder?

Roman

Aus dem Englischen  
von Babette Schröder

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»It Would be Wrong to Steal My Sister's Boyfriend (Wouldn't It?)«  
bei Amazon Media EU.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

I. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2015

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Sophie Ranald

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: TongRo Images/Corbis; FinePic®, München

Redaktion: Cathrin Wirtz

MR · Herstellung; Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48168-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



*Für Hopi,  
der meine Träume wahr werden lässt.*



## 1. Kapitel

Ich saß mit Ben auf dem Sofa und schaute die Abendnachrichten, als meine Schwester den Mann mit nach Hause brachte, in den ich mich verlieben sollte. Ich würde ja gern behaupten, dass ich gleich so eine Ahnung hatte, als ich hörte, dass zwei Personen draußen die Treppe hinaufkamen. Aber ich trank noch einen Schluck Tee, hörte weiterhin mit halbem Ohr Jeremy Paxman zu, der einen Abgeordneten der Liberaldemokraten in die Zange nahm, und sagte zu Ben: »Klingt, als hätte Rose einen Kerl im Schlepptau.«

Wir teilten uns seit vier Jahren eine Wohnung und kamen grundsätzlich ziemlich gut miteinander aus – Rose und ich, versteht sich, nicht Ben und ich. Rose hat das, was man wohl ein reges Gesellschaftsleben nennt – es kommen oft ein paar ihrer gut gelaunten Freunde zum Abendessen oder zu »Küchenpartys« vorbei (ich mache mich über sie lustig, weil sie sich für die nächste Nigella Lawson hält, woraufhin sie erwidert, dass Nigella absolut out sei und sich bei den Fernsehköchen jetzt alles um Lorraine Pascale drehen würde. Wahrscheinlich hat sie recht – was weiß ich schon?). Jedenfalls gibt es neben diesen Freunden einen steten Strom an »Typen«, wie Rose sie nennt.

Als wir hier zusammen eingezogen sind, war Rose mit Danny zusammen, den sie in ihrem letzten Jahr an der Uni kennengelernt hatte. Der war ein Schnösel, und ich konnte ihn nicht ausstehen. Ich verstehe immer noch nicht, was

Rose an ihm fand, obwohl er zugegebenermaßen einen fantastischen Körper hatte. Offenbar vom Polospielen. Polo! Ich bitte euch. Danny hieß eigentlich der ehrenwerte Daniel Irgendwas – sein Vater war ein Graf (unser Vater, der ein aufrechter alter Sozialist ist, würgte buchstäblich an einer Kichererbse, als Rose ihm das erzählte. Ich dachte schon, ich müsste das Heimlich-Manöver anwenden. Zum Glück erholte Dad sich von allein wieder, ich habe nämlich keine Ahnung, wie das Heimlich-Manöver eigentlich geht). Rückblickend war es möglicherweise genau diese Sache mit dem Grafen, die Rose an Danny gefiel.

Irgendwann gab sie dem ehrenwerten Dan den Laufpass – oder andersherum, das weiß ich nicht mehr so genau. Kurz darauf folgte Neil, der die Harvard Business School besuchte, eigentlich Neil Marshall III. hieß und Erbe eines enormen Ölimperiums war. Als Neil sich aus dem Staub machte und zurück nach Amerika ging, war Rose mit Aiden zusammen, der irgendetwas mit Finanzen machte. Dann kam Mark, der etwas anderes mit Finanzen machte – ich glaube, er hatte einen Hedgefonds, aber es kann auch sein, dass ich mir das nur einbilde. So langsam könnt ihr euch ein Bild machen – es gab ziemlich viele Männer in Roses Leben, und nach einer Weile verschmolzen sie alle zu einem unendlichen Strom. Der Gerechtigkeit halber muss ich allerdings sagen, dass sie meines Wissens nie mit mehr als einem gleichzeitig etwas hatte. Jedenfalls war ich also keineswegs überrascht, als ich an jenem Dienstagabend zwei Personen auf der Treppe hörte: das Klackern von Roses hohen Absätzen sowie den etwas schwereren Gang eines neuen Typen.

Die Wohnungstür ging auf, und Rose legte wie immer ihren Schlüssel klirrend in den kleinen Teller auf dem Flur-tisch – was immer dann praktisch ist, wenn ich meinen nicht

finde. Dann fragte Rose: »Möchtest du einen Whisky, Ollie? Oder soll ich uns einen Kaffee machen?«, und eine ziemlich nette, vornehm klingende Männerstimme bat um einen Whisky.

»Eis?«, erkundigte sich Rose.

»Nein danke«, antwortete der Gentleman, und dann betraten sie gemeinsam das Wohnzimmer.

Rose und ich sehen uns ziemlich ähnlich. Wenn wir uns zusammen in einem Raum voller Menschen befänden und ihr müsstet raten, wer von den Anwesenden Schwestern sind, würdet ihr sofort auf uns tippen – vorausgesetzt, es herrscht schummrige Beleuchtung und es sind keine ein-eiigen Zwillinge im Raum. Wir besitzen dieselbe Gesichtsform mit einer hohen Stirn, hohen Wangenknochen und einer leichten Hakennase, die ich auch sehe, wenn ich Fotos von Mum betrachte. Wir besitzen dieselben ziemlich dünnen dunkelblonden Haare sowie haselnussbraune Augen, und wir sind beide durchschnittlich groß, nicht zu groß und nicht zu klein. Da hören die Ähnlichkeiten allerdings auch schon auf. Wenn Leute, die eine von uns gut kennen, der anderen vorgestellt werden, fragen sie ausnahmslos: »Ach, das ist deine Schwester?« Sie klingen erschrocken und erstaunt oder, wenn Freunde von mir Rose zum ersten Mal begegnen, auch nur erstaunt.

Rose hat nämlich »das Beste aus ihrem Typ gemacht«, wie man so sagt, oder »sich aufgehübscht«, wie ich es bei den seltenen Gelegenheiten nenne, bei denen ich es selbst tue. Rose macht es immer. Sie hat sich in irgendeinem schicken Salon in Chelsea Strähnchen färben lassen, sodass ihre Haare nicht wie meine mausbraun, sondern zartgolden sind, dabei aber ganz natürlich aussehen. Und sie glättet sie jeden Tag, sodass das, was bei mir schlapp und formlos herunterhängt, bei ihr

wie ein glänzender Vorhang wirkt. Sie verlässt die Wohnung niemals, ohne geduscht, ihre Wimpern getuscht und Make-up aufgelegt zu haben – nicht einmal, um an einem Samstagmorgen verkatert zum Eckgeschäft zu gehen und Brot und Marmite, meine geliebte vegetarische Paste, zu holen. Meistens gehe ich dann auch selbst, weil ich keine Lust habe zu warten, bis sie fertig ist. Sie trägt immer hohe Absätze, sodass sie trotz ihrer Durchschnittsgröße elegant und hochgewachsen wirkt. Außerdem kleidet sie sich in wirklich teure Designerkleidung. Ach, und habe ich schon die Sache mit der Figur erwähnt? Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als sei ich ein plumpes Kalb – ich trage eine völlig normale gesunde Größe vierzig –, aber Rose trägt Größe vierunddreißig und macht die Hölle durch, um so zu bleiben.

Nicht dass ihr mich falsch versteht, es sind natürlich *ihr* Körper und *ihr* Leben, aber manchmal macht es mich traurig, dass Rose so viele Opfer für ihr Aussehen bringt. Und das teils aus Prinzip – ich finde es falsch, dass Frauen so stark nach ihrem Äußeren beurteilt werden und dass die Definition von Schönheit in der westlichen Welt viel zu eng gefasst ist. Der Druck, diesem Bild zu entsprechen, ist enorm groß. Teils aber auch, weil ich sehe, wie sich meine Schwester gnadenlos jeden Tag ins Fitnessstudio quält, egal ob sie schrecklich erkältet ist oder nur drei Stunden geschlafen hat, weil sie den Abend zuvor auf einer Party gewesen ist. Sie gibt alles, was sie isst oder trinkt, in eine App auf ihrem iPhone ein, und wenn sie ihr Limit von zwölfhundert Kalorien erreicht hat, lässt sie ihr halbes Essen stehen – egal wie hungrig sie noch ist. Und natürlich fände ich es toll, wenn ich mir bei den seltenen Anlässen, bei denen ich schick aussehen muss, ihre Designersachen leihen könnte – aber die passen mir nicht, nicht in einer Million Jahren. Doch Rose ist immerhin so

nett, mir ihre Schuhe zu leihen, wann immer ich will. Es ist also nur halb so schlimm. Nur dass meine Füße darin sterben und ich sie regelmäßig am Ende ausziehen und barfuß nach Hause laufen muss. Einmal habe ich ihre silberfarbenen Schlangenleder-Jimmy-Choos im Bus liegen lassen. Da war sie nicht mehr ganz so nett.

Langer Rede kurzer Sinn: Rose ist gepflegt und fantastisch zurechtgemacht, und ich nicht. Obwohl sie achtzehn Monate jünger ist als ich – sechsundzwanzig, ich bin achtundzwanzig –, wirkt sie älter, irgendwie richtig erwachsen. Ich dagegen sehe immer noch aus wie eine Studentin, und die Leute halten mich oft für die jüngere Schwester. Vermutlich hat Rose, als sie und Oliver an jenem Abend ins Wohnzimmer kamen, deshalb gesagt: »Das sind meine große Schwester, Elodie, und ihr Freund Benedict.«

Natürlich wusste Rose ganz genau, dass Ben nicht mein Freund ist. Absolut nicht. Er ist mein Kumpel, und das, seit ich ihm in meinem letzten Uni-Jahr in der Studentenvereinigung ein Glas Bier übers Hemd gekippt habe (nun ja, zehn Minuten später, um genau zu sein, nachdem er nicht mehr sauer war und ich aufgehört hatte, mich zu entschuldigen). Nicht dass er nicht der Typ wäre, den jede Frau mit etwas Verstand zum Freund haben wollte – er ist superschlau, aber nie arrogant. Er hört zu, was man sagt, und behandelt jeden gleich, und obwohl er so klug ist und alle ständig sagen, was für eine tolle Karriere vor ihm liegt, macht er nie jemanden nieder, auch wenn derjenige wirklich nicht recht hat. Dazu ist er ziemlich attraktiv, und zwar nicht auf die offensichtliche Art, sondern einfach wirklich nett, mit warmen, lachenden graublauen Augen und einem attraktiven, offenen Gesicht. So wollte ich verständlicherweise an jenem ersten Abend, an dem ich ihn kennengelernt habe, mit ihm ins Bett

gehen, nachdem er wieder getrocknet war. Das haben wir auch getan, und es war unglaublich.

Einige Monate waren wir, was man wohl »Freunde mit gewissen Vorzügen« nennt, und dann ist etwas passiert – okay, *jemand* ist passiert –, das heißt, die Vorzüge hörten eine Weile auf, aber wir blieben Freunde. Und so treffen wir uns immer noch ein paarmal im Monat – manchmal allein, um einen Film zu sehen oder zu einem Konzert zu gehen oder was auch immer. Manchmal mit ein paar Freunden, wie zum Dienstagsquiz in unserem Pub, dem Duchess, wo wir an jenem Abend gewesen waren. Vermutlich werden wir eines Tages gegenseitig unsere Trauzeugen und die Paten unserer Kinder sein und all das. Jedenfalls muss ich die Leute ziemlich häufig daran erinnern, dass Ben. Nicht. Mein. Freund. Ist. Und ich war etwas gereizt, als Rose ihn Oliver als solchen vorstellte.

Doch das sagte ich Oliver nicht, weil ich zu sehr damit beschäftigt war, ihn anzusehen. Ich möchte ja nicht übertreiben, aber er raubte mir buchstäblich den Atem. Ehrlich. Ich war wie vom Schlag getroffen, und Hitze durchströmte meinen gesamten Körper. Was seltsam war, denn selbstverständlich halte ich Liebe auf den ersten Blick für Unsinn. Und außerdem war Oliver noch nicht einmal mein Typ, obwohl sein Aussehen, wie schon gesagt, atemberaubend war. Er erfüllt alle Klischees: groß, dunkel, gut aussehend. Wenn er Schauspieler wäre, würde man ihn als James Bond besetzen – er hat nämlich die entsprechenden stahlblauen Augen und eine wunderschöne tiefe Stimme mit jenem Akzent, den man an einer Privatschule und in Oxbridge erwirbt. Jenem Akzent, den Rose sich sorgsam antrainiert hat und ich nicht. Und wie Rose war er fantastisch zurechtgemacht: die Haare gut geschnitten und mit genau der richtigen Menge Wachs

oder Ähnlichem gestylt. Er hatte seinen eigenen Stil und sah nicht wie das Mitglied einer Boygroup aus. Auch sein Anzug war hervorragend geschnitten, das erkannte selbst ich, und er betonte seine breiten Schultern und die langen Beine. Die Krawatte, die Schuhe, die Manschettenknöpfe – alles wirkte teuer, und obwohl es elf Uhr abends war, sah er aus, als hätte er sich eben erst rasiert. Also, echt nicht mein Typ. Er und Ben in seinem abgetragenen grauen Kapuzenpullover, ausgefranster Jeans mit einem Loch am Knie und auf Socken hätten unterschiedlicher kaum aussehen können.

Als ich schließlich wieder atmen konnte, lächelte ich und schaffte es zu sagen: »Alle nennen mich Ellie.« Ben stand vom Sofa auf, schüttelte Oliver die Hand und sagte, alle würden ihn Ben nennen.

»Wart ihr in einem netten Laden?«, fragte ich.

Oliver antwortete: »Ach, nichts Besonderes«, während Rose genau gleichzeitig sagte: »Im Brompton Club.« Sie äußerte es mit dieser gewissen Selbstgefälligkeit, die mir das Gefühl gab, dass das wahrscheinlich etwas *sehr* Besonderes war. Ich fing Olivers Blick auf, und er zwinkerte mir kaum merklich zu.

Zum ersten Mal seit Ewigkeiten wünschte ich, ich hätte etwas Make-up aufgelegt und mich frisiert – mir war überaus bewusst, wie gegensätzlich Roses und mein Erscheinungsbild waren. Sie in ihrem eleganten kleinen schwarzen Kleid mit hohen Absätzen und einer Strumpfhose mit Naht – mit Naht! Vermutlich waren es sogar diese halterlosen Strümpfe, von denen ich jedes Mal Ausschlag bekam, wenn ich es mit ihnen versuchte. Ich trug ein T-Shirt von der Wohltätigkeitsveranstaltung »Race for Life«, alte Jeggings mit einem Loch an der Naht, das ein Stück von meinem inneren Schenkel freigab, und keinen BH. Um ehrlich zu sein, sah ich an den

meisten Abenden so aus, sodass ich noch nicht einmal behaupten kann, Oliver habe mich in einem besonders ungünstigen Moment erwischt.

Ich versuchte, etwas Konversation zu betreiben, und ließ mir von Rose berichten, wen sie im Brompton Club gesehen hatte (da du schon fragst: Kate Moss und Harry Styles). Am Ende der Nachrichten, als der Börsenbericht anzeigte, welche Märkte sich nach oben und welche sich nach unten entwickelten und wie das Pfund im Vergleich zum Yen stand und all das, tauschten Oliver und Ben ein paar unverständliche Sätze. Aber nach Olivers Zwinkern – wenn es denn ein Zwinkern gewesen war – wusste ich kaum noch, wohin ich blicken sollte, und fühlte mich schrecklich unwohl in meiner bequemen Kleidung und mit meinem bequemen Nichtfreund. So trank ich meinen Tee aus, und Ben verabschiedete sich und ging nach Hause, und ich ging ins Bett, und nach einer Weile hörte ich, dass Rose und Oliver dasselbe taten.

## 2. Kapitel

Als ich ein paar Tage später von der Arbeit nach Hause kam, wirkte die Wohnung irgendwie verändert. Ich hatte sie morgens in normalem Zustand verlassen – nicht gerade als Müllhalde, aber mit benutzten Teebechern auf dem Küchentresen, einem leichten Staubfilm auf allen Oberflächen und einem Haufen Wäsche in der Waschmaschine, die ich nicht mehr geschafft hatte, zum Trocknen aufzuhängen. Was vermutlich sogar gut war, denn Rose wäre nicht glücklich gewesen, ihren neuen Mann mit nach Hause zu bringen und im Wohnzimmer meine Strümpfe und meine Höschen auf der Leine vorzufinden.

Ich hatte einen miesen Tag hinter mir und war erledigt, und deshalb hatte ich die Einladung einiger Kollegen ausgeschlagen, mit ihnen in den Pub zu gehen. Ich arbeite für eine Wohltätigkeitsorganisation, in der wir auf die Mitarbeit von Ehrenamtlichen angewiesen sind – und ich bewundere ihre Leidenschaft und ihr Engagement, ohne die wir vermutlich nicht zurechtkämen. Wenn sie sich aber als unzuverlässig oder unfähig erweisen oder einfach schlicht nicht erscheinen, machen sie meine Arbeit komplizierter, als sie ohne sie wäre.

Meine Stelle nennt sich »Leiterin der Kommunikation«, was ungemein wichtig klingt, jedoch eigentlich bedeutet, dass ich überwiegend Zeitungen nach für uns relevanten Geschichten durchforste. Dann schicke ich wie verrückt Pressemitteilungen raus, um unsere Reaktion auf die Geschichten

publik zu machen, bevor sie veraltet sind und alle das Interesse an ihnen verlieren. Manchmal ruft mich ein Journalist an, *bevor* eine Geschichte gedruckt wird, und wir werden zitiert – das ist ein guter Tag. Jener Freitag war kein guter Tag gewesen. In der *Daily Mail* war eine Panik schürende Geschichte erschienen, und eine eher glücklose Ehrenamtliche und ich hatten den Tag damit verbracht, per Telefon und per E-Mail all unseren Pressekontakten unsere Stellungnahme dazu mitzuteilen. Am Nachmittag, als ich gerade dachte, der Tag sei so gut wie gelaufen, stellte ich fest, dass die Ehrenamtliche meine Pressemitteilung zu einer Geschichte der vorherigen Woche herumgeschickt hatte – zu »Archie, 12, ist Großbritanniens jüngster Vater!« anstatt zu der Geschichte jenes Tages, in der es um den Zusammenhang zwischen Kampfrinken und Genitalwarzen ging. Und so musste ich dann die Journalisten anrufen und mich entschuldigen und die Presseerklärung ein zweites Mal hinausschicken – nur dass um diese Zeit die meisten von ihnen bereits in den Pub gegangen waren. Als ich schließlich fertig war, war ich zu müde, um es ihnen gleichzutun.

Wie gesagt, ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte, als ich durch die Tür trat. Die Wohnung roch nach Politur und Maiglöckchen und nach einem köstlichen Essen, und das Wohnzimmer sah aus wie ein Wintermärchen: mit einem Weihnachtsbaum voller Silber- und Goldschmuck, und dazu hingen überall weiße Lichterketten. Ich persönlich mag Lametta und bunte Lichter, aber Rose hält sie für unmodern und will sie nicht in der Wohnung haben. Das muss ich wohl oder übel hinnehmen, denn schließlich ist sie, wie jeder weiß, diejenige mit Geschmack in unserem Haushalt. Das stimmt wirklich, und ich habe kein Problem damit, ihr freie Hand in Sachen Einrichtung zu lassen.

Ich sollte an dieser Stelle vielleicht erwähnen, wie außerordentlich glücklich Rose und ich uns schätzen können, dass wir diese Wohnung überhaupt besitzen. Unser Vater hat einen beträchtlichen Teil des Geldes beigesteuert, und so hatten wir, anders als die meisten anderen in unserem Alter, glücklich die unterste Sprosse der Hausbesitzerleiter erklommen, anstatt uns mit einer Mietwohnung herumzuschlagen. Ich bin wirklich aufrichtig dankbar für dieses Privileg. Die Wohnung an sich ist nichts Besonderes, es ist eine kleine Dreizimmerwohnung mit einer anständigen Küche und einem hübschen schicken neuen Badezimmer, das Dad uns zum Einzug renoviert hat. Sie liegt in einem Viertel von Battersea, das ziemlich heruntergekommen war, jedoch zunehmend in Mode kommt und schicker wird. Neu-lich hat man doch tatsächlich einen von Prinz Harrys Kum-pels am Ende unserer Straße ausgeraubt. Na, wenn das kein Zeichen dafür ist, dass sich die Gegend im Aufschwung be-findet, weiß ich es auch nicht.

Als wir eingezogen sind, habe ich es Rose überlassen, sich um die Inneneinrichtung zu kümmern. Um ehrlich zu sein, interessiert mich so etwas nicht die Bohne, ich hätte die ge-samte Wohnungsausstattung bei einem einzigen Ikea-Besuch erworben. Rose ist da anders: Sie hat auf Märkten, in Antiquitätenläden und in niedlichen kleinen Geschäften jede Menge hübscher »Stücke« gefunden, durch die unsere Woh-nung gemütlich, aber zugleich äußerst elegant wirkt. Selbst als wir zum Schluss bei Ikea kaufen mussten, weil Rose mit ihren vielen schicken oder klassischen »Stücken« unser Budget erschöpft hatte, wählten wir das besonders weiche cremefarbene Sofa, weil es genau passte. Man füge noch ein paar wirklich gute Originalzeichnungen und Ölgemälde hin-zu – Rose arbeitet für das Auktionshaus Quinn's, wo sie jun-

ge Brit-Art-Künstler bezirzt hat, uns für einen Spottpreis ein paar ihrer Arbeiten zu überlassen, die eines Tages Abermillionen Pfund wert sein werden –, und schon sah die Wohnung aus wie aus *Schöner Wohnen*.

Die Weihnachtsdekoration erinnerte mich zusammen mit der unnatürlichen Sauberkeit und den köstlichen Gerüchen, die aus der Küche strömten, daran, dass Rose mir gesagt hatte – jedenfalls bin ich mir ziemlich sicher, dass sie das getan hatte –, dass sie an jenem Abend eines ihrer Essen oder eine ihrer Küchenpartys geben würde. Eigentlich hatte ich vorgehabt, mich aus dem Staub zu machen, wie ich es üblicherweise bei diesen Gelegenheiten tat. Doch es war zu spät – ich hatte die Höhle des Löwen bereits betreten.

»Ellie?«, rief Rose aus der Küche. Widerstrebend schlich ich zu ihr und lehnte mich in den Türrahmen.

»Hallo, Rose. Die Dekoration sieht toll aus, und irgendetwas riecht hier sehr gut«, bemerkte ich. Rose ist neben ihren zahlreichen anderen Talenten auch eine hervorragende Köchin. Ich bin nach der Schule ein Jahr mit dem Rucksack durch Südostasien gereist; Rose hingegen hatte als Hausmädchen gearbeitet, bevor sie sich auf eine große Kunstreise durch Europa begab, und im Laufe derer hatte sie gelernt, wie man Mayonnaise herstellte und Rotwein dekantierte und all dieses Zeug. Ich für meinen Teil bin zufrieden, wenn ich mit einer Backkartoffel vor dem Fernseher sitze, und ich bin ohnehin Vegetarierin, sodass die meisten von Roses Meisterwerken an mir verschwendet sind. Ihre Freunde schwärmen jedoch von ihren Kochkünsten, und wann immer sie einlädt, gibt sie ein Vermögen für Zutaten aus und verbringt Stunden in der Küche.

»Ich hoffe, du hast nichts dagegen, dass ich schon den Baum aufgestellt habe, obwohl wir erst den zehnten haben«,

sagte Rose. Sie wirkte aufgekratzt und gut gelaunt, sie hatte wirklich Spaß an diesen Dingen. »Es gibt Kalbsrippchen mit Pfifferlingen und für dich und Simon geräucherten Ziegenkäse in Kräuterkruste, ebenfalls mit Pfifferlingen.«

»Was?«, erwiderte ich. Meine Hoffnung, Ben eine Notruf-SMS zu senden oder, wenn er keine Zeit hätte, meine beste Freundin Claire anzurufen, schwand umgehend. »Rose, es tut mir wirklich leid, aber ich hatte das völlig vergessen, und ich ... äh ... habe etwas vor.«

»Nein, das hast du nicht«, widersprach sie. »Ich habe dich neulich abends daran erinnert. Weißt du das nicht mehr? Du hast gesagt, du hättest Zeit.«

Mir schwante entfernt, dass sie so etwas erwähnt hatte und dass ich eine Antwort gemurmelt und dann weiter Oliver angestarrt hatte. Rose ist eine Quasselstrippe – auch wenn sie sieht, dass ich fernsehe oder lese, quasselt sie. Sie erzählt von ihrem Arbeitstag, von den neuen Schuhen, die sie sich gekauft hat, was sie abends vorhat – quassel, quassel, quassel. Eigentlich ist das sehr süß, aber ich habe mir bereits in meiner Kindheit die überlebenswichtige Fähigkeit antrainiert, ihr Gerede einfach auszublenden. Und seit wir zusammen wohnen, habe ich regelrecht eine Kunst daraus gemacht.

Ich saß ganz klar in der Falle – Rose hatte extra einen vegetarischen Hauptgang für mich und diesen Simon gemacht. Aus dieser Nummer kam ich nicht mehr raus, ohne sie zu verletzen und mir furchtbar schlecht vorzukommen.

»Kann ich dir irgendwie helfen?«, fragte ich.

»Nein, ich habe alles im Griff«, erwiderte Rose. Dann warf sie mir einen ihrer Blicke zu. »Warum duschst du nicht und machst dich fertig? Wenn du einen anstrengenden Tag hattest, nimm etwas von meinem Molton-Brown-Erfrischungszeug.«

Was ich wie folgt interpretierte: »Wasch dir die Haare, und zieh dir etwas Anständiges an, damit du mich nicht vor meinen Freunden blamierst.«

»Wer kommt denn?«, erkundigte ich mich, öffnete den Kühlschrank und stibitzte eine von Roses selbst gemachten Schoko-Gin-Trüffeln.

»Nur ein paar Leute«, antwortete Rose und zählte sie an den Fingern auf. »Simon, ein Arbeitskollege, und sein Partner Khalid.« Sie versuchte also wenigstens nicht, mich mit Simon zu verkuppeln, was mich etwas erleichterte. »Und Vanessa und Tom.« Vanessa war eine von Roses eher nervigen Schulfreundinnen, deren Hochzeit mit Tom Willoughby-Archer letztes Jahr laut Rose die Seiten der Illustrierten gefüllt hatte. »Und Pip. Sie wollte eigentlich Sebastian mitbringen, aber die beiden haben sich furchtbar gestritten, deshalb wird sie wohl allein kommen. Und im letzten Moment habe ich noch Oliver eingeladen, also sind wir eine gerade Zahl.«

Ich empfand einen Anflug von Freude. »Gut, dann mache ich mich mal fertig«, erklärte ich und ging nach oben, um zu duschen.

Offen gestanden werde ich mit meiner Geschäftskleidung nie den Preis für die bestgekleidete Frau gewinnen. Ich muss im Büro Kostüme tragen, was ich zutiefst verabscheue, und ich weigere mich, auch nur einen einzigen Penny mehr als nötig dafür auszugeben. Ich erstehe im Ausverkauf irgend ein Kaufhausmodell gleich in mehreren Farben und werfe diese einmal die Woche in die Waschmaschine, wodurch sie nicht annähernd so lange halten, wie sie eigentlich sollten. An jenem Tag trug ich ein besonders uninspiriertes champignonfarbenes Ensemble, das schon bessere Tage gesehen hatte, und ehrlich gesagt, waren auch die besten Tage nicht wirklich gut gewesen.

Leicht dampfend und mit einem Handtuch um den Kopf betrachtete ich mit düsterer Miene den Inhalt meines Kleiderschranks. Ich mache mir nicht viel aus Mode – es kommt mir etwas oberflächlich und sinnlos vor, so viel Geld wie Rose für Kleidung auszugeben –, aber an jenem Abend deprimierte mich meine spärliche Garderobe, und wenn ich ehrlich bin, meine Erscheinung im Allgemeinen. Ich würde an einem Tisch mit dem ehemaligen Model Vanessa sitzen, die lange Glieder und ein perfektes Gesicht besaß, das sie Generationen von dummen reichen Männern verdankte, die dumme schöne Frauen geheiratet hatten; Pip war, wenn ich mich recht erinnerte, angehende Modedesignerin sowie die Tochter eines Siebzigerjahre-Rockstars und einer bekannten Schauspielerin; das Pärchen Simon und Khalid kleidete sich mit Sicherheit äußerst modisch; und dann war da noch meine Schwester, die ohnehin immer fantastisch aussah. Und Oliver. Eigentlich dachte ich an Oliver, Roses Oliver, während ich meinen Kleiderschrank durchforstete, ein Stück nach dem anderen inspizierte und verwarf. Die türkisfarbene Seidentunika, die ich in China erstanden hatte, wäre perfekt gewesen, hatte jedoch vorn in der Mitte einen Fettfleck. Ständig vergaß ich, sie zur Reinigung zu bringen. Mein schwarzes Samtoberteil mit den Fledermausärmeln, das ich in einem Haufen von Moms alten Sachen entdeckt hatte, die Dad zu Oxfam bringen wollte, und das ich nur aus sentimentalischen Gründen gerettet hatte, das jetzt jedoch ungenutzt angesagt war, lag zusammengeknüllt auf dem Boden des Wäschekorbs. Mein einziges Kleid, ein rotes, mit Perlen versehenes Etuikleid von Monsoon, hatte schrecklich gelitten, als ich den Hinweis »chemische Reinigung« ignoriert hatte.

Am Ende entschied ich mich natürlich für Jeans. Das ma-

che ich immer so: Ich wühle eine halbe Stunde wie verrückt in meinem Kleiderschrank, probiere Sachen an und werfe sie auf den Boden, bis mein Zimmer wie eine von Randalierern verwüstete Boutique aussieht, und dann ziehe ich Jeans an. Ich hatte aber immerhin einen ziemlich hübschen glänzenden Schal in Roses Accessoire-Schublade gefunden. (Sie besitzt eine Accessoire-Schublade und eine Make-up-Schublade und ein Fach in ihrem Kleiderschrank, in dem sie all ihre Handtaschen in Leinenbeuteln aufbewahrt. Ich muss wohl nicht noch erwähnen, dass sie ihre Schuhe in Plastikkisten sortiert hat, auf denen vorn ein Foto des jeweiligen Schuhs klebt.) Außerdem hatte ich meine Haare mit ihrem Glätteisen frisiert und etwas von ihrem Tom-Ford-Duft aufgelegt, und als ich fertig war, fand ich, dass ich ganz okay aussah.

Jetzt fragt ihr euch vielleicht, ob ich abgesehen davon, dass ich Roses Parfüm, ihr Glätteisen und ihren Schal geliehen habe (ach, und etwas von diesem hübschen Shu-Uemara-Eyeliner – das will ich nicht verschweigen), nicht auch ein Auge auf ihren Freund geworfen hatte. Ehrlich gesagt, nein. Ich war fasziniert von Oliver. Irgendwie wollte ich, dass er gut über mich dachte. Ich wollte nicht, dass er in mir Roses fette, schlampige, ältere Schwester sah, aber ich wollte nicht *ihn*, wenn ihr versteht, was ich meine. Damals noch nicht. Rose und ich hatten nie auf denselben Typ Mann gestanden – ich schwärme für Männer, die meine Weltsicht teilen, die sich für wichtige Sachen wie Politik und die Umwelt interessieren und die sich nichts aus Geld und Aussehen machen. Ich kannte Oliver nicht, aber allein weil er sich für Rose interessierte, schied er als Typ für mich automatisch aus. Dennoch, als ich nach unten ging, um unter Roses strikter Aufsicht den Tisch zu decken, stellte ich fest, dass ich an einem ernststen Fall von Erwähningitis litt.

»Oooh, du siehst toll aus!«, rief Rose, als ich in die Küche kam. »Der Schal steht dir hervorragend. Du solltest ihn öfter tragen.« Das ist noch so eine Eigenschaft von Rose: Sie ist unglaublich großzügig. Sie hat überhaupt nichts dagegen, wenn ich mir ungefragt Sachen von ihr leihe – die Kehrseite der Medaille ist allerdings, dass sie keinerlei Skrupel hat, sich etwas von mir zu leihen. Nicht dass das wichtig wäre, denn ich besitze nichts, was für sie interessant wäre. Aber deshalb bedient sie sich von meinem fettfreien Joghurt, wenn sie keinen mehr hat, was etwas nervig ist. Schließlich kann man den nicht einfach zurücklegen – wie einen Schal.

»Danke«, sagte ich. »Ich dachte, ich gebe mir etwas Mühe, nicht wie die hässliche Schwester auszusehen. Also, erzähl mir mehr von diesem Oliver.« Als ich seinen Namen aussprach, spürte ich, dass ich rot wurde – albern, oder?

»Ist er nicht reizend?«, fragte Rose mit einem glücklichen Seufzen, während sie ein Bataillon goldener Kerzen unterschiedlicher Höhe auf dem Esstisch drapierte. »Ich habe ihn bei der Arbeit kennengelernt. Er war vor ein paar Wochen bei der Vorschau auf die Auktion zeitgenössischer Kunst. Und dann habe ich in seinem Auftrag auf ein paar Werke von Marcus Brand geboten und sie bekommen. Daraufhin hat er mich zum Dank auf einen Drink eingeladen.«

»Wow, Marcus Brand.« Ich stellte Weingläser auf den Tisch und beobachtete, wie Rose sie auf der anderen Seite der Teller platzierte. Marcus Brand wird unter den Young British Artists, die Rose betreut, am höchsten gehandelt. Vor ein paar Jahren war er für den Turner-Preis nominiert, und seine Gemälde (um den Begriff locker zu gebrauchen) sind meist Ungeheuer aus »Objets Trouvés, die die urbane Umwelt verkörpern«. So stand es in der Broschüre, die Rose mir mal gezeigt hat, und das bedeutete: leere Pappkaffeebecher,

Big-Mac-Kartons, Hühnerknochen und in einem Fall – und ich denke mir das nicht aus – einen benutzten Tampon. Seine Werke sind irre gefragt und werden für geradezu lächerliche Summen verkauft. Das sagte mir, dass Oliver a) ziemlich viel Geld besaß und b) nicht viel Geschmack. »Er muss Geld wie Heu haben.«

»Er investiert gern in Kunst«, meinte Rose etwas affektiert. »Und ich schätze, dass er es sich leisten kann; er ist Partner bei Longfellow Reeves.«

Typisch meine Schwester. Meine Freunde hatten interessante, aber nicht gerade lukrative Berufe gehabt – Wallace arbeitete in der Verwaltung von Amnesty International, Sean war Journalist, und Chris befand sich in der Ausbildung zum Allgemeinmediziner. Er änderte dann allerdings seine Meinung und beschloss ungefähr zum selben Zeitpunkt, Schönheitschirurg zu werden, als er mich mit einer blonden Krankenschwester betrogen hatte. Stellt euch das vor. Und auch wenn er natürlich nicht mein Freund ist: Ben arbeitet als parlamentarischer Berater für eine Abgeordnete – Lucille Field, die als Ministerin zum Schattenkabinett gehörte, bevor sie ... ja, genau die. Aber Rose geht mit niemandem aus, der nicht über ein Vermögen mit einer Menge Nullen verfügt. Nicht, dass sie oberflächlich wäre, sie ist nur ... na ja, vielleicht doch ein bisschen. Irgendwie.

»Vergiss seinen Kontostand«, sagte ich. »Aber er ist doch am Dienstag über Nacht geblieben – wie war er?«

»Gott, Ellie, du bist so neugierig!« Rose lehnte über dem Tisch und zündete die Kerzen an – aber vermutlich rührte der Schimmer auf ihren Wangen nicht nur von den Flammen. »Wenn du es unbedingt wissen willst, ich habe schon ein paar Tage vorher bei ihm übernachtet. Bei unserer vierten Verabredung.«

»Und?«, bohrte ich. Es macht einen Heidenspaß, Rose auszufragen, wenn sie nicht ausgefragt werden will – sie wird dann überaus nervös.

Diesmal allerdings nicht, sie lehnte sich zurück und betrachtete den Tisch prüfend aus allen Blickwinkeln, dann sagte sie ziemlich ernst: »Die Käufer bestimmen nicht den Markt dort draußen, Ellie.«

Ich wollte sie gerade fragen, was um alles in der Welt Kunstauktionen damit zu tun hatten, wie Oliver im Bett war, als sie auf ihre Armbanduhr schaute und meinte: »Gott! Ich sollte mich mal lieber umziehen« und nach oben flüchtete. Ich schenkte mir einen kräftigen Gin Tonic ein, setzte mich und wartete darauf, dass Roses Freunde eintrafen.

»Und was machst du so, Ellie?«, fragte Simon, oder vielleicht war es auch Khalid, als wir beim Hauptgang angelangt waren. Um ehrlich zu sein, konnte ich das strahlende Paar nicht auseinanderhalten, denn zu jenem Zeitpunkt nahm ich alles bereits etwas nebelhaft wahr. Ich hatte einen Gin Tonic getrunken, dann noch einen und dann ein paar Gläser von dem Champagner, den Rose zu den Kanapees gereicht hatte (ehrlich, Kanapees), und anschließend zum Essen jede Menge Wein.

Ich fing über den Tisch Roses Blick auf und sah, was sie dachte: »Sprich nicht vom Muschi-Bus!« Das ist so mit meiner Arbeit – es kann schnell passieren, dass sie die gesamte Unterhaltung bestimmt. Muschi-Bus ist natürlich nicht die offizielle Bezeichnung. Die Wohltätigkeitsorganisation heißt SEJS, was für Stärkung und Erziehung Jugendlicher zu Sexualhygiene steht. Abgesehen von dem Medien- und Kampagnenkram, um den ich mich kümmere, haben wir ein Spitzenteam aus Ärzten, Krankenschwestern und Pä-

dagogen. Sie fahren durch die Gegend (»landauf und landab«, wie es in unseren Broschüren heißt), besuchen Schulen und Jugendgruppen, führen Gespräche, bieten Beratung zu Verhütung an sowie die Pille danach. Sie machen Abstriche, geben Hinweise zum Umgang mit Geschlechtskrankheiten und beraten bei einer möglichen Abtreibung – und all das in ihrem mobilen Beratungsraum. Dem Muschi-Bus, wie ich ihn nenne. Ich finde, dass es eine fantastische Organisation ist, die hervorragende Arbeit leistet. Manche Leute allerdings – vielmehr ziemlich engstirnige Idioten – sehen unsere Arbeit zwiespältig, hauptsächlich weil wir offen mit der Tatsache umgehen, dass Teenager biologisch darauf programmiert sind, Sex zu haben. Wir sind der Ansicht, dass sie es ohnehin tun, ob uns das nun passt oder nicht. Deshalb halten wir es für das Beste, sie mit Wissen und Material zu versorgen, damit sie sicheren Sex haben. Wie man sich vorstellen kann, werden wir von der rechten Presse ziemlich hart attackiert, und Rose weiß aus bitterer Erfahrung: Wenn ich einmal anfangen würde, darüber zu reden, ist es schwer, mich wieder zu stoppen.

All das erzählte ich Khalid – oder Simon –, und sie machten zustimmende Geräusche, weil sie wie die meisten schwulen Männer Verständnis für diese Dinge hatten.

Dann schaltete sich Vanessa ein: »Aber ermuntert ihr die Mädchen nicht geradezu, leichtfertig zu sein? Ist es nicht besser, man bringt ihnen bei, Nein zu sagen?«

Ich schenkte mir noch mehr Wein ein. »Es ist doch so«, erklärte ich. »Stell dir vor, du bist ein vierzehnjähriges Mädchen, und dein Freund sagt, dass er mit dir Schluss macht, wenn du nicht mit ihm schläfst. Und all deine Freundinnen sagen, sie haben mit ihren Freunden geschlafen, und keine gibt dir einen vernünftigen Tipp zur Verhütung, weil sie im-

mer noch diesen Mist glauben, dass man beim ersten Mal nicht schwanger wird oder wenn man es im Stehen macht.« Ich sah, dass Rose zusammenzuckte. »Oder wenn man eine leere Chipstüte als Kondom benutzt. Ein Nein wird dein Freund nicht akzeptieren, und dann weißt du nicht, wie du schnell an ein Verhütungsmittel kommst oder wo du einen vernünftigen Rat bekommst. Und dann wundert ihr euch noch, warum bei uns mehr Teenager schwanger werden als in jedem anderen europäischen Land.« An dieser Stelle wurde ich vermutlich etwas laut, aber in Bezug auf meine Arbeit bin ich ziemlich leidenschaftlich.

Bevor Rose die Unterhaltung taktvoll auf unverfänglichere Themen lenken konnte, meldete sich erneut Vanessa zu Wort: »Aber wie kann ein vierzehnjähriges Mädchen die Entscheidung treffen, eine Schwangerschaft abubrechen?« Und dann habe ich etwas zu weit ausgeholt und bin in meinen üblichen Sermon darüber verfallen, dass eine Abtreibung sicherer sei als eine Geburt. Und dass, wenn man Frauen nicht die volle Kontrolle über ihre Fortpflanzung überlasse, wir nur noch Brutkästen für die Gesellschaft seien. Als ich fertig war, war das freundliche Geplauder am Tisch verstummt, und Vanessa wirkte schockiert und peinlich berührt.

»Nun, natürlich hast du ein Recht auf deine Meinung, Ellie«, meinte sie, und ich sagte, es sei nicht eine Meinung, es sei eine Tatsache, und sie dürfe auch Meinungen haben, aber nur, wenn sie bereit sei zu akzeptieren, dass diese schlichtweg falsch seien. Vermutlich mag Rose es deshalb nicht, wenn ich bei ihren Abendessen über den Muschi-Bus spreche, aber ich kann schließlich nichts dafür, dass manche ihrer Freunde so lächerliche, vorsintflutliche Ansichten haben, oder?

»Möchte jemand Pudding?«, fragte Rose etwas angespannt, stand auf und räumte die Teller ab. Vanessa half

ihr, und ich wusste, dass sich Rose in der Küche für mein Verhalten entschuldigen und dass Vanessa behaupten würde, dass sie damit kein Problem habe und überhaupt nicht beleidigt sei. Dann kamen sie mit einer Schüssel zurück, in der sich, wie Rose verkündete, Maronen-Pannacotta mit Mincedmeat befand, und die Unterhaltung am Tisch kam wieder in Gang. Ich beschloss, lieber ein bisschen den Mund zu halten, und versuchte, keinen weiteren Aufruhr zu verursachen. So konzentrierte ich mich darauf, meinen Pudding zu essen – der himmlisch schmeckte –, und hörte Oliver zu, der mit Tom über seine Kunstsammlung sprach und über einen Typen namens Jamie Cunningham, der offenbar die nächste große Nummer auf dem Kunstmarkt sein würde. Rose warf ein, dass er sie gefragt hatte, ob sie ihm Modell sitzen würde, und alle zeigten sich angemessen beeindruckt.

Als alle fertig gegessen hatten, räumte ich den Tisch ab – Rose hat mich gut ausgebildet –, und Oliver stand auf, um mir zu helfen. Wir trugen die Teller und Schüsseln hinaus in die Küche, und während ich die Spülmaschine einräumte, meinte Oliver: »Das war beeindruckend vorhin, Ellie. Du hast absolut recht, solche Ansichten müssen sich ändern.« Ich schaute zu ihm hoch, und er lächelte, und ich spürte, wie sich mein Magen verkrampfte, was nichts damit zu tun hatte, dass ich zu viel Pannacotta gegessen hatte.

### 3. Kapitel

Am nächsten Morgen erwachte ich mit einem heftigen Kater. Meine Zunge klebte am Gaumen, und ich hatte einen widerlichen Geschmack im Mund, der mich an getrocknete Katzenkotze denken ließ. In meinen Wimpern klebten Schlaf und Wimperntusche. Mein Kopf pochte, und ich fühlte mich elend. Ich drehte mich um und versuchte, noch etwas zu schlafen – das ist stets das Vernünftigste in solchen Situationen –, doch das erwies sich als keine gute Idee; ich musste pinkeln, und außerdem zog der angenehme Duft von Kaffee und Speck die Treppe hinauf.

Ich weiß – ich habe gesagt, ich sei Vegetarierin, und das stimmt auch, ich bin absolut davon überzeugt, dass das wichtig ist. Es geht nicht nur um die moralische Seite – Tiere zu töten, um sie zu essen –, es gibt noch viele andere Punkte: Essensmeilen, der Einfluss von Tierhaltung auf die Umwelt, die Wirtschaft. Wisst ihr, wie unendlich viel Weideland man braucht, um ein Pfund Rindfleisch zu produzieren, und wie viel Getreide man aus derselben Fläche Land gewinnen könnte? Nun ja, ich kann mich nicht mehr genau erinnern, aber glaubt mir, es ist ziemlich viel. Natürlich geht man als Vegetarier ethische Kompromisse ein. Ben hat mir vor einigen Jahren erklärt, wenn man als Vegetarier Milchprodukte äße, sei man unweigerlich am Mord unzähliger männlicher Rinder schuld, da diese für die Milchproduktion nutzlos seien. Ich weiß nicht mehr, was ich bis dahin dachte, was mit

ihnen geschehen würde – vielleicht dass sie glücklich über grüne Wiesen tollten oder die bösen Fleischesser sie verpeisten. Doch weder das eine noch das andere trifft zu: Sie werden nach der Geburt geschlachtet und zu Tierfutter verarbeitet. Das hat mich wirklich schockiert, und zwar so sehr, dass ich über ein Jahr keine Milchprodukte mehr gegessen habe (und keine Eier, wenn schon, denn schon ...) und zur Veganerin wurde. Doch das ging gar nicht. Mir fielen die Haare aus, ich war müde, erschöpft und ständig erkältet. Ich nahm mehrere Kilo zu, weil ich permanent Lust auf Zucker hatte und es dieses hübsche kleine vegane Café gibt, das fantastische Erdnussbuttertörtchen macht. Von denen verdrückte ich ungefähr fünf Stück die Woche, abgesehen von Bergen von Nüssen und Avocados. Dann erzählte Ben mir von der schrecklichen Abholzung im Amazonasgebiet und wie in die Natur eingegriffen wird, um Land für die Sojaproduktion zu gewinnen. Als Veganerin trage ich daran sozusagen eine Mitschuld. Also machte ich mir ein Käse-Omelett und fühlte mich deutlich besser.

Was ich sagen will: Wenn man versucht, auf anständige und ethische Art zu leben, gerät man ständig in neue, scheinbar unlösbare Dilemmata. Ist es schlimmer, Freiland Eier anstatt solche aus Legebatterien zu essen? Ist die Zerstörung des Regenwalds für die Produktion von Soja angemessen, wenn man dadurch Menschen in der Dritten Welt ernähren kann, die sonst sterben würden? Ist die CO<sub>2</sub>-Bilanz einer südafrikanischen Avocado höher oder niedriger als die eines walisischen Lammkoteletts? Und so weiter und so fort. Man muss ein paar Kompromisse eingehen, und was mich angeht, schaffe ich es nicht, moralisch einwandfrei zu leben, wenn es ums Essen geht – und auch sonst nicht. Ich finde es allerdings wichtig, dass man sich bewusst entscheidet. Des-

halb versuche ich, mich nicht schuldig zu fühlen, weil ich den Geruch von Speck mag und noch immer Lust auf ein Speckbrot habe. Nur manchmal, und zwar meistens, wenn ich einen ausgewachsenen Kater habe.

Ich duschte, putzte mir die Zähne und schluckte zwei Paracetamol mit Wasser aus dem Wasserhahn hinunter. Ich zog meine Skinny-Jeans mit Ballerinas an und dazu ein ziemlich hübsches Mieder mit einem Wasserfall-Cardigan darüber (von Primark – kommt mir bloß nicht mit Ethik, was *das* angeht), kippte mir Unmengen Augentropfen in die Augen und ging nach unten. Nicht dass ich Oliver dort erwartet hatte. Doch er war da. Er stand allein in der Küche am Herd und stocherte mit einem Pfannenwender in einer Pfanne mit Speck.

»Morgen«, sagte ich und fühlte mich plötzlich schrecklich schüchtern.

»Morgen«, erwiderte Oliver. Er trug das schicke weiße Hemd vom Vorabend mit Manschettenknöpfen, und ich nehme mal an, Boxershorts. Das konnte ich allerdings nicht sehen, da sein Hemd bis zu den Oberschenkeln reichte, auf die ich unwillkürlich starrte. Seine Beine und seine Füße waren nackt, und er hatte offenbar gerade geduscht (Rose hat ihr eigenes Bad im Zimmer; im Laufe der Verhandlungen sprach sie mir die alleinige Nutzung des Hauptbads zu und auch das größere Zimmer mit Blick zum Garten, deshalb will ich mich nicht beklagen), denn seine Haare waren nass und sorgfältig gekämmt. Obenherum sah er aus wie ein Banker, untenherum wie ein Teenager – es war seltsam und irgendwie anrührend. Ich bemerkte, dass er hübsche Beine hatte, schlank und muskulös mit einem Flaum dunkler Haare, die von seinen Hosen am Beinansatz etwas abgerieben waren. Ich merkte, dass er mich beim



Sophie Rinald

**Den Freund der Schwester klaut man nicht – oder?**  
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-48168-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2015

Als sie Oliver zum ersten Mal begegnet, ist es um Ellie geschehen. Leider ist er der Freund ihrer eigenen Schwester ...

Rose ist schön, glamourös, und die Männer liegen ihr zu Füßen. Ihre ältere Schwester Ellie hingegen verbringt ihre Abende am liebsten auf dem Sofa mit ihrem besten Freund Ben. Bis Rose ihre neueste Eroberung mitbringt: Oliver. Für Ellie ist es Liebe auf den ersten Blick – und obwohl sie weiß, dass es verabscheuenswert ist, tut sie fortan alles, um ihn für sich zu gewinnen. So falsch kann es doch nicht sein, endlich mit dem Joggen anzufangen und sich ein paar Strähnchen färben zu lassen, um ein wenig mehr auszusehen wie Rose. Doch während Ellie ihrer Schwester in unbequemen High Heels nachtrippelt, läuft sie Gefahr, die wahre Liebe ihres Lebens zu verlieren ...